

Der Eibenbaum.

Erzählung von A. Grotzer.

Einem stillen Bergort steht ein arm- seliges Weib. In seinen Häfen rauschen die Wellen, und zu seinen Füßen erheben sich majestätisch zerklüftete Fels- wände, deren Höhlen fast immer von Wolken verhangen sind. Ein schmaler Gang führt hier, dicht am See sich hin- ziehend, nach dem Hause. Nur selten geht hierhin Einer. Die Seebacher- Rost ist ja menschenleer, seit das Un- glück in ihr Heimwesen eingetreten ist, das Unglück, ja — vorher war noch Schimmer des Lichts dagewesen — die Schande. Wohin diese beiden kommen, dahin geht Keiner gern. Deshalb ist der Seebacher-Hof gemieden, deshalb liegt seine bleiche Eigentümerin stundenlang ungeschützt auf der Hausschwelle und blickt mit trübseligen Augen auf die grüne Fläche nieder oder schaut, unwillkürlich die Hände faltend, zur Felswand auf. Dort steht sie liebend, das Einzige, das ihr noch geblieben ist, von all' dem, was sie je glücklich gehabt; das, woran sie mit schier krankhafter Sehnsucht denkt, wenn ihrer wunden Lunge mehr und mehr den Dienst verweigert, wenn sich das arme Weib im lebhaftesten Wahnworte tobt und begraben liegt.

An der Bergwand, sie ist fast nackt, erhebt sich neben einigen beschriebenen Postkarten ein Baum, dessen dunkel- grüne, glänzende Nadeln nirgends ihres Gleichen haben, thalaufliegend. Eine Eibe ist es, welche da den selte- nen Schmuck für das Haus und den Fels- giebt; die einzige ihrer Art, welche sich hier noch erhalten hat. Sie ist von jeder der Seebacher- Leute Stolz gewesen, und es hat Keinen unter ihnen gegeben, der sich nicht am Hoch- zeitstag mit einem Eibenreis geschmückt hätte, und Keinen, dem sie nicht ein sol- ches mit in den Sarg gegeben. Und gar die Seebacher-Rost, die hat den alten, sturmgewaltigen Baum tiefer als irgend ein Anderer in's Herz ge- schlossen; die sah schon als Kind am liebsten in seinem Schatten und spielte mit den glührothen Früchten, die er ihr in den Schooß warf, und einmal — nan einmal — sie war ein hübsches Mädchen geworden, da sah auch der Bernauer- Franzl neben ihr und harte sie und nannte sie seinen „etymigen Schatz“. Und das war und blieb der schönste Augenblick, welchen die Rost unter der alten Eibe erlebt hatte. Ein Augenblick freilich; das Glück im Menschenleben zählt immer nur nach Augenblicken. Als die Rost damals noch wenige Sekunden ihrem Liebsten das Gesicht zuwendete, sah sie seine Augen aufleuchten und — da gab es ihr einen Stich im Herzen, denn nicht auf sie schaute der Franzl, er hat den großen Blick in die Ferne gesandt und da war er plötzlich schier unendlich auf einer Berg- wand hängen geblieben. Das Mädchen war allzu geistig, das Mädchen hatte eine weibliche Gemüthsart. Wohl kannte Rosts Geplauder bald wieder seine Ge- danken unter die Eibe, aber mit inner- lichen Schreien dachte die junge See- bacherin daran, daß die gefährliche Jagd- lust, die ihrem Liebsten früher aus den Augen geschaut, ihrer Weiblichkeit Kosten kostete. Und was sie damals geahnt — das war nach wenigen Jahren eingetreten. Keine noch so herrliche Witte, keine noch so ver- nünftige Darstellung hatte Macht über Franzls leidenschaftliche Jagdlust. Der alte Seebacher, mit welchem das junge Paar einige Jahre hindurch ge- wohnt, lag eben im Sterben, als unge- bildige Jäger an die Stubshüre pochte. Die weinende Rost hob ihn, um zu öf- fnen. Jetzt, jetzt kommt er endlich, der seit Tagen drängen in den Bergen ge- wesen auf heimlicher Pirsch, nicht denkend, daß es mit dem alten Mann schon zu Ende geht, nicht ahnend, was sein Weib derweilen gethan, und mit ihr den Seebacher und noch viel mehr um ihn selber. Hoff jubelnd rief das Weib die Thüre auf, um dann die Hände verzweifelt vor das Gesicht zu schlagen. Es ja, hingelommen war ihr Franzl schon, aber blutend, kochend, verzehrend und — nicht allein — sie sah alles mit einem Blick: den blühenden Lauf seines Stützfußes, sein vorzügliches Gesicht und den Mann im grauen Wams, der hinter ihm den Fingerring her rannte. Und an der wackelnden Säule der Bes- folgter. Schier irr suchten seine Augen ein Versteck für die Waffe. Ein Reis, ein Kletter, und sie war verzehrend. Er hatte sie durch's Fenster geschaut; der See, hier so tief, machte sie verschlingen haben. Draußen vor den Augen seines Verfolgers hatte er ihrer nicht los werden können. Jetzt aber war sie ihm immer verschwand, und mit ihr der Mensch seiner Schid. Der Wälder ahnete auf. Rost hatte er keinen Blick für den Kranken, allein Wams gab, er sah ja schließlich schielend nach der Thüre, an welcher eben jetzt sein Verfolger er- schien. Rost laute meined neben dem Bette ihres Vaters. Es herrschte laulose Stille, eine Stille, die plötzlich von der matten Stimme des alten Seebacher unterbrochen war. „Rams' ist nat' last'n, 's Bildra? Franzl!“

so hatte der brave Mann wohl eine Stunde lang aus — dann kam der Bernauer-Franzl tobtend auf ihn zu. Es war Alles vorbei. „Alsdann geh'n wir!“ sagte der Franzl mit besserer Stimme — da gelte ein mar- tialisches Schrei durch die Stube, und einige Sekunden darnach lag die wildschreiende Rost an ihres Mannes Hals. Es war, als wollte sie ihn nicht mehr lassen, so fest presste sie sich an ihn. Er aber, er war wie erstarrt vor Leid, vor Scham, vor Reue. Er schloß sie kaum; erst als sie, schwin- delnd in die Luft geißt und ihre Wangen grau bleich wurden, schlug er seine Arme um sie und legte sie auf den Boden, der dicht am Hause begann, dann rannte er den Weg hinunter, den Weg, der ihn so oft zur heimlichen Luft geführt und der diesmal im Nachhinein ent- schied. Die arme Rost erweckte damals unter der Pflanze der Farnkraut, welcher ihr Mann zum Seebacher-Hof gesandt hatte, zu einem Leben voll Weins. Alltäglich konnte man gewahren, daß ihr früher ganz ge- lichte aufstretendes Leiden gewaltige Fort- schritte machte. Bald war die Seebacher- Rost nur mehr der Schatten ihrer selbst, und ihr einziges Hoffen war, noch einmal ihren Mann zu sehen und dann zu ster- ben. Der Franzl aber sah fern von ihr in sicherer Hast und der Tod wollte so lange nicht warten, bis man den Bernauer frei ließ. Einmal aber mußten sie ihn doch her- ausgehen. Wenige Tage darnach trat Franzl aus dem Pfarrhof seines Heimatortes. Der Pfarrer geleitete ihn zu einem Grabe, das von nichts Anderem als von natür- lichen Stein geschmückt war. „Da, mein lieber Bernauer, liegt dein Weib. Bei' ist und ist' dann, worum sie dich durch mich hat bitten lassen.“ Nach diesen Worten ließ der Pfarrer den laut weinenden Wittwer allein. Nach Stunden betrat dieser den Gangfließ, welcher zu seinem Hause führte, seinem jetzt so verdorrten Hause. Ob wohl auch Alles so gekommen wäre, wenn er den liebevollen Witten, den so wohlgemeinten Rathschlägen Rosts nachgegeben hätte? Seine schuldbeladene Seele vernimmt die Frage. Unter unglücklichen Qualen geht der Bernauer weiter. Er nennt sich jeines Weibes Mörder und weiß erst jetzt, wie lieb, wie unglücklich lieb er sie gehabt. Rost, immer röhrender geht er. Ach ja, er muß eilen. Es gilt ja einen Wunsch der Todten zu erfüllen. Die Eibe, die liebe, alte Eibe will sie auf ihrem Grabe haben. Mit einem Schrei bleibt der Bernauer plötzlich stehen. Er steht sein Haus vor sich, das Erbe, das sein Weib ihm ver- macht. So schön, so friedlich liegt es da im Mittagssonnenlicht des herrlichen Frühlingstages. Der Bernauer aber hat keine Augen dafür, der schaut zur Felswand auf, an deren Fuß sonst die Eibe wie ein prächtiger Strauch gestanden und an deren Stelle jetzt Geröll liegt. Ein wilder Schmerz krampt des Man- nes Herz zusammen. So kann er nicht einmal den letzten Wunsch der Todten er- füllen! Die Winterstürme sind ihm zuvor- gekommen. Der Baum, der liegt im See; der Bernauer weiß gut, wo er ihn zu suchen hat, aber er weiß auch, daß Keiner im Stande ist, solche Reute dem See wieder abzugeben. Wohl fährt er in seinem Boote hinaus, wohl steht er tief unten in der grünen, glänzenden Fläche ein Baumgerippe, an dessen rothen Holze, an dessen eigentümlicher Form er die Eibe erkennt; aber er weiß, die längste Stange reicht da nicht hinunter, und es giebt für ihn kein Mittel, den von mit- gestürzten Felsstümmern festgehaltenen Baum heraus zu schaffen. Seufzend läßt er ab vom hoffnungslosen Werk, das er gleichwohl wieder und wieder in An- griff nimmt, denn ruhelos ist seine Seele und tanner deutlicher lebt in ihm der Gedanke auf, daß er nur durch diesen letzten Liebesdienst innere Erlösung finden könne. Jenseit haben des Bernauer's wenige Rath- daren Mitleid mit ihm empfunden, weil er so schmerzvoll, emsig und unabhän- glich ist, und selber haben sie ihn bewei- ldet, weil sie ihn für verrückt hielten. Ein kluger Mensch konnte doch unmög- lich die Pflanze seiner Habe ganz und gar aufgeben, um einem Hingespinnne zu leben, um Tag für Tag sich mit Unmög- lichem zu quälen und das nächstliegende zu verfluchen. Das aber that der Bernauer, der seinen Hof verlassen ließ, der kaum Speise und Trank zu sich nahm und an nichts Anderes dachte, als an den Baum auf dem Grunde des Sees. „Den Baum?“ Es war nur mehr eine Baum- leiche. All sein Glück hatten die Wellen fortgeschwemmt, und schier schauerlich sah das rindenlose Gerippe aus — besten- edelstes Holz an Blut und Wunden ge- mahnte. Einmal, es war an einem stillen Herbstmorgen, welcher auf eine Sturm- nacht folgte, schaute der Bernauer wieder auf die verunkelte Eibe nieder, diesmal nicht trübseligen Blickes, wie sonst, nein, mit glänzenden Augen. Sie war immer so fest gerammt. Die sturmbewegten Grund- wällen hatten die Steine auseinanderge- schoben. Der Baum wankte. Der Bernauer verließ, von jener Stunde an, kaum meh- ren sein Boot. In allen Zeiten konnte man ihn auf dem See gewahren. Er mußte ja die Eibe bewachen! Noch ein Sturm und sie war vielleicht frei, und die unter- liegende Störung trieb sie dann dem Ablauf des Sees zu. Das war jetzt des Bernauer's größte Sorge; sie ließ ihn nicht mehr ruhen. Der Herbst ward rauher und immer rauher; der Bernauer wußte den Rindeln nicht, die über dem See wallten; der Winter schickte seine Boen die Stürme und den Frost in's Thal — der Bernauer wußte nicht aus seinem Raune. Man sah ihn nur selten mehr den Grund des

Wassers, zu unruhig war dessen Ober- fläche, zu sehr aufgewühlt dessen Boden, deshalb war der Bernauer jetzt immer dort zu finden, wo die Wasserfluten des Sees, sich zusammenhängend, in das enge Flußbett schloffen, darin sie, mit Felsen kämpfend, ein prächtiges Bild wilder Gewalt boten. Diese Stelle war auch von den kühnsten Schiffen sonst häufig gemieden. Umsonst ver- suchten es die Leute, den Bernauer zur Verhaftung zu bringen. „Willst Du dich mit Gewalt Grund rücken?“ fragte einmal Einer. „Die Eibe will ich“, antwortete er, mit seinen fieberglühenden Augen dem See beaufschlagend. Und wie es dem Einen ergangen war, so erging es Jedem. War er wahrhaftig der Bernauer? Oder nicht nur das glänzende Verlangen in ihm, den letzten Wunsch ihrer zu erfüllen, welcher so viele Wünsche unerfüllt ge- lassen? Nach einer stürmischen Nacht brach einmal ein trüber Morgen an. Die Wellen des Sees gingen noch hoch, das sonst hellgrüne Wasser war heute ein lehmiger Dreck, am häufigsten da zu schauen, wo es als schäumender Gischt sich in das Strombett drängte. Es war weiter unten noch so ruhiger, durchsichtiger war es nur in jenen Tümp- len, welche wie kleine Buchten, von Fel- sen eingeschlossen, unberührt von der Strömung blieben; an solch einer Bucht lag das Dorf, in dessen Friedhof die arme Rost lagte. Auch da war das Wasser gefahren, denn ein gewaltiger Regen war niedergegangen. Mancherlei Lag da an's Ufer geworfen. Bretter und Baumstämme, gefällte Zweige und Blau- men und zahllos all' diesen lag ein blei- ches Mann, der seine Arme seit um ein Baumgerippe geschlungen hatte. Ein großer Zug machte das Antlitz des Toten freundlich, er milderte den herben Ausdruck, den die oft geäußerte Hoff- nung und die glänzliche Reue darin zu- rückgelassen hatten. Er war schier lieb anzuschauen, der erlöste Bernauer-Franzl, der seiner Rost die Eibe gebracht.

Schlittensfahrt.

Humoreske von Fredr. Will.

Zwei Gründe waren es, die mir die Annahme einer Gutsinspektorenstelle in Russisch-Polen erleichterten: der Guts- herr war ein Deutscher und das Gut lag ziemlich nahe der deutschen Grenze. Ein breiter Grund kam hinzu, der mir den Aufenthalt auf dem Gute geradezu ver- schaffte, und der hieß: Melanie. Sie war die Tochter des Gutsherrn. Winter war's, als ich meinen Einzug auf dem Gute hielt, und als die Knoch- en sprangen, war ich mir dessen bewußt, daß ich Melanie aus vollem Herzen liebte. Bis zum Sommer trug ich diese Liebe verständig in meinem Busen. Während der Obsternte suchte ich eine passende Gelegenheit, Melanie von meinen Ge- sichten auf die eine oder andere Weise zu benachrichtigen. Aber ich hatte Pech. Denn ich auf der Leiter stand, um den Obsthäuser zu schüttern, und ihr in den Jährenzeiten telegraphische Zeichen machte, so bemerkte sie sie entweder gar nicht oder bezog sie auf die Obsternte und sagte kopfschüttelnd: „Ja, ja!“ was eben so wohl nein als ja bedeuten konnte und ein seiner diplomatischer Ausdruck war. Oder ihr kleiner Bruder ging die telegraphischen Zeichen auf und deutete sie als eine Erinnerung zum Ob- jekt. Auf diese Weise zog er sich einen verdorbenen Magen zu und war drei Tage lang verbunden, sein Ant als mangelnde Duenna auszuüben. An seine Stelle trat aber Tante Wilhelms, die ich eher die Begrüßung weiblicher Gedarm verdiente. Onkel und Tante Wilhelms waren Gutsnachbarn, die — doch so weit sich wir noch nicht. So wurde es Winter, und ich hatte keine weiteren Fortschritte gemacht, als daß ich mitunter glaubte, als Melanie's Blicken auf ein mähreres Interesse für meine Person schielten zu können. Nach Weihnachten sollte die Batti in Thoren singen. Melanie, eine große Melancholikerin, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das Concert be- ständen zu dürfen. Dieser Wunsch konnte aber nur durch mehrere Meilen lange Schlittensfahrten ermöglicht werden. Melanie's Eltern lehnten diese Fahrt der ärmlichen Kälte wegen entschieden ab, ihre Brüder hatten kein Interesse für Musik. Ich erklärte, unter allen Umständen das Concert hören zu wollen, selbst wenn ich die Reise allein antreten müßte. Das Melancholiker war dann schließlich, daß Melanie und ich fahren sollten, — aber in Begleitung von Onkel und Tante Wilhelms. Was standen zwei kleine elegante Schlittensfahrer vor Verfügung, jeder mit zwei Schlitten. Ein noch vorhandener gediegener zweispänniger Schlitten wurde von Melanie als nicht genug zurück- gemessen. Ich wollte ohne Weiteres zu Melanie in den Schlitten steigen. „Halt“, rief Tante Wilhelms, „das ist mein Platz.“ Aber Sie können ja nicht kutschieren, gnädige Frau“, wandte ich ein. „Ich bin nicht Ihre gnädige Frau“, erwiderte sie, denn Tante Wilhelms hatte sich in ihrer Tätigkeit als weiblicher Gutsdame angewandt, mit als eine Art von Verbrecher zu betrachten. Melanie kann kutschieren, steigen Sie nur in den Schlitten mit meinem Mann ein.“ Die Schlitten glitten über die weisse Fläche, und die Glocken klangen in der laudaren Luft. Onkel Wilhelms schlug ein laudarisches Thema an, worauf ich sehr einfüßig antwortete: „Ihre Gedanken sind nicht bei der Sache“, sagte Onkel Wilhelms, „aber ich weiß, woran Sie denken.“ „Wirklich?“ fragte ich, entschlossen

ihn zum Vertrauen meiner Liebe zu machen, falls, wie es den Umständen hätte, er des Themas berühren sollte. „An die Batti denken Sie“, war ich trübseliger, „und das muß ja wohl eine recht bedeutende Sängerin sein, aber wissen Sie, ich habe einmal eine Batti- schafterin, Maruska hieß sie, die hatte keine schöne Stimme, aber Metall lag darin, wie man so sagt. Einmal kamen wir von Thoren und wollten Cigarren über die Grenze schmuggeln. Wie gingen wir das an? Wir nahmen die Klüppel aus den diesen Horden heraus, welche an Pferden und Schlitten angebracht waren, und steckten Cigarren hinein.“ Hier machte Onkel Wilhelms eine Pause. Da ich wider Erwarten auf seine alberne Aufzählerei nichts erwiderte, fuhr er fort: „Jetzt werden Sie wahrscheinlich fragen: Werten denn die Schlittens nicht, daß die Glocken nicht klingen? Nein, denn Maruska ahmte ganz deutlich mit ihrer metallischen Stimme das Glocken- geläute nach.“ Wir saßen an der Station vorbei und passierten als alte Bekannte ohne Aufsehen. Wir langten glücklich in Thoren an, hörten die Batti, und waren vorstimmig begeistert. Wir kam diese Begeisterung am wenigsten vom Herzen, denn wenn ich Besatz klatschte, dachte ich: „Bravo, wie schön sieht heute Melanie aus, bravo, bravo!“ Unwillkürlich ging mir dann auch die dumme Cigarrenschichte Onkel Wilhelms nicht aus dem Kopfe, und es hätte nicht viel, so hätte ich mitten im Vortrage laut ausgelacht, denn ich hätte plötzlich eine Idee, die mir damals brilliant vor- kam. Ich ging in der Pause hinaus und gab dem Hausknecht, welcher unsere Schlitten bewachte, einige Aufträge. Auf dem Heimwege war ich munterer und ließ mich mit Onkel Wilhelms in ein lebhaftes Gespräch ein. Es wurde mir nicht schwer, ihn zu bewegen, an der Station Halt zu machen und in einem daneben liegenden Wirtschaftshaus trotz des Protestes seiner Frau ein Glas Punsch zu trinken. Wir demogen schließlich so- gar die Damen, einzutreten und das warme Getränk zu genießen. Als wir herauskamen, waren die Polizeibeamten gegen ihre sonstige Gemüthsart damit be- schäftigt, unsere Schlitten zu durchsuchen, und siehe da, in den Wagen des alten Wilhelms befand sich ein Kistchen mit Cigarren. Vergeltens belauerte er seine Unschuld. Die Beamten gaben sogar die feste Ab- sicht kund, ihn und mich zu verhaften. Zum eigenen Entsetzen von Onkel Wilhelms fand man auch in der Tasche seines Peltrodes ein Kistchen Cigarren. Onkel Wilhelms und sein Schlitten mußte zur Protokollaufnahme zurückbleiben. Melanie fing an zu jammern: Was würden die Eltern sagen, wenn sie nicht zur Zeit zurück wären. Ich schloß sie ihr entschrieben bei, und wollte für die Ver- zögerung nicht die Verantwortung über- nehmen. Es blieb kein anderer Ausweg, als daß ich mit Melanie vorausfahren mußte, denn die beiden Frauen konnten man mitten in der Nacht nicht allein rei- sen lassen. Damit ist die Geschichte zu Ende. Denn wenn ein junger Mann mit der Geliebten seines Herzens bei sternenlar- ter Nacht in einem kleinen Schlitten dahinfährt und ihr nicht alles sagt, was er auf der Seele hat, so wäre das zu unannehmlich, als daß man der schö- nen Letztin zumuthen könnte, es zu thun. Kurzum, wir wurden während die- ser Fahrt einig. Und als ich später das Gut eines entfernten Verwandten erbe- telt, ich auch die Einwilligung der Eltern Melanie zur Heirat. Onkel Wilhelms hat mir den Punsch, den ich ihm mit den geschmuggelten Cigarren spielte, verziehen, und die Geschichte unter seine Schmuggelartikeln aufgenom- men.

Sein Hund.

Box Emil Reichman.

Wenn ich manchmal in einer stillen Stunde an meine Jugend zurückdenke, dann taucht vor meinen Augen ein wunder- liches Bild auf, so grün wie ich selbst mehr gesehen habe. Dummle Tante und helle Wiesen stehen an den Berg- hängen herab, ein trübseliges Mädchen plätschert zwischen geheimnisvollem Erlengelächeln dahin, in langen Bindungen steigt ein schmaler, jähneckeriger Fahrweg durch das Kallgestein empor nach der Pflanzhöhe. Nur selten ist auf diesem Wege ein Fußsteiger zu sehen und eben so selten ein Wanderbüsche oder ein Bäuer- lichen; allmonatlich aber kommen ein paar schwere Lastwagen über das Gebirge, die dem Gyps aus unserem Bergwerk for- tschaffen. Dieses gediehem Vater, aber es ist kein rechter Verdienst dabei und er kammert sich deshalb nicht viel darum. Das ganze Bergwerk besteht auch nur aus zwei Schächten und einem Hohlgeschuppen, dessen am den Sonnen- seiten gelegene Ode zu einem Zimmerchen für den Verwalter eingerichtet ist. Der alte Mann und ich — wir haben einan- der lieb gewonnen und alljährlich in den Schulferien haufen wir von dem ersten bis zum letzten Tage zusammen. Und ich weiß eigentlich nicht recht, was mir mehr an's Herz gewachsen war: das grüne Thal mit seinem Sonnenglanz und seiner kühnen Frische oder der alte Mann, der nach der Arbeitzeit bis tief in den stillen Abend hinein seine schöne Geschichte erzählte. Oder... oder... ja, fast könnte ich den Pflanz auch mit in die Wahl stellen. Denn er war mein Spielgenosse, mein Begleiter auf den Streifzügen durch die einsamen Wald- schluchten, wir waren den ganzen Tag ununterbrochen und wenn wir uns nach Jahresfrist zum ersten Mal wieder sahen, da legte er seine Foten mit einem Uge-

am auf meine Schultern, dem nur die Härlichkeit gleichkam, mit der ich ihn auf seine Schnauze kitzelte. Der gute Pflanz! Es verdroß mich trotz aller Liebe etwas an ihm nicht wenig. Der alte Mann hatte seine Heim- wuth in dem Dorf, das fast zwei Stun- den von dem Bergwerk entfernt, jenseits des Besses liegt. Dort lebte seine Frau in dem hübschen, traulichen Häuschen, das sein Eigentum war, und jeden Sonnabend noch Herabdenk wande- ren wir auf dem weissen Sträß- chen hinüber zu ihr, um dann am Non- tag, Morgens in aller Frische, wieder zu- rückzukehren. Dabei waren wir stets mit ein paar Flaschen Wein, Fleisch und sonstigen Lebensmitteln beladen. Aber das Fleisch war nicht länger als bis zur Mitte der Woche verwendbar und unter den günstigsten Umständen war der letzte Rest am Donnerstag verzehrt. Freitag und Sonnabend begnügten wir uns dann mit dem Gemüße, das wir in einem Gärtchen zogen. Damit war aber Pflanz durchaus nicht einverstanden und jeden Freitag, wenn es gegen die Mit- tagzeit ging, machte er sich allein auf den Weg nach Hause. Als ich einmal wieder kam, am ersten Sonntag nach den Ferien, fand ich in dem Häuschen des Verwalters eine neue Frau. Von meinem Vater hatte ich schon erfahren, daß die alte gestorben war. Mein zehnjähriges Gefühl muß da- mals hoch schon nach einigen Abtugungen hin und her gewesen sein, denn die neue Frau machte einen sonderbar angenehmen Eindruck auf mich; ich sah sie noch lieb- licher vor mir stehen, mit den Wangen wie Milch und Blut, dem blühenden, lachenden Mund, den freundlichen Augen und der wohlgerundeten Gestalt. Und wie lieb war sie zu uns Allen! Zu mir und zu dem alten Mann und zum Pflanz, obwohl dieser sich auch ihr gar nicht zu machen schien. Und als ich am Berg- werk am Freitag darauf wartete, daß er sich „brüden“ würde, geschah das Un- erwartete — Pflanz blieb. Er blieb, obwohl es bereits am vergangenen Tage nur mehr Gemüße gegeben hatte. „Er ist halt die Frau noch nicht ge- gewöhnt“, sagte der Alte. Im nächsten Jahre erwartete mich der Alte wie gewöhnlich auf der Eisenbahn- Station. Als ich ihn begrüßte, kam er mir sonderbar verändert vor, so daß ich ihn fragte, ob er krank sei. Aber er schüttelte den Kopf — es sei Alles wie sonst. „Und der Pflanz?“ fragte ich weiter. „Weht er noch immer nicht zum Friseur?“ Er schüttelte abermals den Kopf. Ja, der Pflanz! erwiderte er. Da traten wir aus dem Bahnhof und Pflanz sprang mit seinem gewöhnlichen Strudengehul auf mich zu. Es war etwa zwei Wochen später, als ich einen Spaziergang unternehmen wollte und vergessens nach dem Pflanz pfiff. Er war nicht im Zimmer des Herrn und so ging ich nach dem Schup- pen, um ihn zu holen. Auf dem Wege dahin mußte ich an dem Gärtchen vor- über, an der von Weiden umrankten Laube, und da hörte ich plötzlich die Stimme des Alten... laut aufschrei- end... so sichtlich verändert, daß ich erschrocken zusammenfuhr. „Pflanz“, jammerte er, „woher hast du denn gewußt? Woher bist denn so ge- schneit? Pflanz, woher bist du ge- schneit?“ Dann wurde es wieder still, aber ich schritt nicht weiter, sondern lauschte, noch am ganzen Körper bebend. Plötzlich kam Pflanz aus der Laube... zuerst auf mich zu — und dann wieder zurück. Ich folgte ihm und sah den Alten in halb liegender Stellung auf der Bank, ganz weiß, mit starren Augen und offenem Mund. Ein Herzschlag hatte ihn getrof- fen — er war todt!

In der Festimmung. Alter Commis (ein Hoch auf das Ge- burtsstagesfest ausbringen): Wir ge- nießen die große Ehre, heute wie all- jährlich zu feiern den neun und neun- am anzigsten hohen Geburtstag unseres gnädigen Fräuleins, der verehr- ten Tochter unseres Herrn Pringipals! Sie lebe hoch! Voraussetzt. Studiosus: Wir wollen unser Stammtisch hierher verlegen; haben Sie einen gendigen großen Tisch? Wirth: Sehen Sie sich diesen hier 'mal an... unter dem können bequem fünfzehn Mann liegen! Im Studium. „Ich gratulire zum neuen Jahr“ — ich bin der Nachwächter! Sie kennen mich doch, Herr Professor? „Erinnere mich nicht, Sie in meinen Vorlesungen gesehen zu haben!“ Verfehltes Beruhigungsmittel. Ein Studiosus wird während der Kneipe ohnmächtig. Der rasch herbeie- rufene Arzt findet ihn bereits wieder bei Bewußtsein, aber stark aufgeregt. „Nur rasch ein Glas Wasser!“ ruft der Doctor dem Kellner zu. „Ach, Herr Doctor“, meint der Leib- sucher, „nur kein Wasser — das regt ihn noch mehr auf!“ Unangenehm. Mutter: „Kudolf, geh' mal hinüber zum Kaufmann, er soll Dir einen Matjes- Heing geben!“ (Kudolf geht, kommt aber erst nach langer Zeit wieder.) Wo bleibt Du denn so lange, Kudolf? Hast Du den Heing? „Kudolf: „Nein! Ich habe den Vor- namem von dem Heing vergessen!“ Nobel. Buchhalter: (zum Chef): „Herr Mäl- ler, ich möchte mir erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß gelegentlich der demnächstigen Feler des h u u d e r t- jährigen Bestehens unserer Firma das gesamte Personal auf Gehalts- erhöhung reclmirt.“ Chef (aufmerksam): „Was — das ge- samte Personal? Bei den schlech- ten Zeiten? Höchstens diejenigen, die be- reits seit Gründung der Firma in unserm Geschäfte thätig sind, bekommen Gehaltserhöhung.“ Deutscher Wirt. Gast: „Herr Kellner, ist es wahr, daß die letzte Portion Hasenbraten fort ist?“ Kellner (leise): „Jaoh! — Sie'n Sie froh!“ Seine Sorge. Angeklagter (während des Plaidoyers des Staatsanwalts): „Manu, wie der mich aber herumtracht!... Meinem Vertheidiger muß ja Angst und bange um sein Honorar werden!“ O weh! Schwiegersohn: „Aber erlauben Sie mal, mon cher Papa, als wir damals über die Mitgift verhandelten, verspro- chen Sie mir doch gleich nach der Hoch- zeit die Hälfte!“ Schwiegervater: „Sehr richtig! Sie er- hielten sogar die bessere Hälfte.“ Das ist es. Unteroffizier Müller erklärte seiner anständig lauschenden Hörschaft die Ausdrucks des Soldaten. „Also, Recrut Prestki,“ fragte der Corporal, „woraus besteht die Bewaff- nung des Infanteristen?“ „Hat sich Infanterist Gewehr,“ (schaltete es als prompte Antwort. „Na ja — aber ist das Alles, Prestki? Denke einmal nach.“ Tiefes Schweigen. „Na, Prestki, was hat denn der Fä- ller auch nicht bloß zum Spöke an der Seite daumeln?“ Ueber das Gesicht des Recruten Prestki floß wie heller Sonnenchein. „Weiß ich jetzt — Brot und eitel, Herr Unteroffizier!“ Unverfroren. „Genri es Ihnen, Fräulein, wenn ich rauche?“ „Ja — sehr!“ „Na, dann ist es am besten, wenn Sie sich einen anderen Platz wählen, denn ich fange sofort an.“ Biffis. Gatte: „Das Kleid gefällt mir gar nicht. Du wählst Dir aber auch immer das Schlechteste.“ Gattin: „Du hast Du recht — drum habe ich auch Dich genommen.“ Auch ein Vergnügen. Kofel: „Weißt, Hans, Du bist a recht wäher Bub! Anstatt uns zu Tam zu fähr'n, raufft Du mit den rohen Bur- schen und läßt Dich so zurichten!“ Hans (auf seine Wunden deutend): „Ja, Kofel, unser eins will doch 'mal sein Vergnügen haben.“ Verarrmt. Hausmädchen: „Gnädige Frau, der Doctor möchte Ihnen seine Aufwartung machen!“ Gnädige Frau: „Der Doctor? Un- möglich kann ich ihn in Regale empfan- gen, was sage ich nur rasch? Amalie, sagen Sie ihm, ich sei krank, er solle ein ander Mal wiederkommen!“ Herausgeplagt. Wirth (gegen Ultimo im Bette lie- gend): „Ach, mir ist heute nicht wohl!“ Wirthin: „Hm, was fehlt Ihnen denn?“ Wirth (schneidend): „Die Wirthin, liebe Frau Schmidt!“